

Schelling-Briefe

aus Anlaß seiner Berufung nach München im Jahre 1827

Von HORST FUHRMANS

Als Schelling im Jahre 1803 Jena verließ, um eine Professur in Würzburg anzunehmen, trat er damit für lange Jahre in den Dienst der Bayerischen Krone (bis 1841!). Durch die Wirren der napoleonischen Kriege veranlaßt, verließ er zwar schon 1806 wieder Würzburg, um sich aber nach München zu wenden. Dort wurde er zunächst Mitglied der Akademie der Künste (mit geringem Gehalt), aber im Jahre 1808 mit dem Titel eines Generalsekretärs Direktor der neu gegründeten Akademie der bildenden Künste, wozu ihn nicht zuletzt seine am Geburtstag des Königs mit viel Begeisterung aufgenommene Rede „Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur“ empfohlen hatte¹.

Diese erste Münchener Zeit hat bekanntlich die größte Wende herbeigeführt, die Schellings wandlungsreiches Philosophieren kennt. In der Begegnung mit Baader erschloß sich Schelling der weite, große Bereich der christlichen Theosophie, unter deren Einwirkung Schelling, wie viele seiner Zeit, die Rückwende ins Christliche vollzog, um von daher die Idee einer großen christlichen Philosophie zu konzipieren, deren Vollendung seitdem die ganze denkerische Kraft seines Philosophierens bis zu seinem Tode (1854) gegolten hat. So war der Aufenthalt in München in den ersten Jahren voller Bedeutung. Die Schrift von der Freiheit entstand (1809), und es wurde das große Werk der „Weltalter“ entworfen, das die Erfüllung aller seiner philosophischen Arbeit bringen sollte, die umfassende christliche Philosophie, eine Erfüllung, die aber nie gelang. Und hier beginnt die Problematik dieses ersten Münchener Aufenthalts: sie wurde zur schwersten Zeit des Schelling'schen Lebens. Im September 1809 starb Caroline; Schelling vermählte sich zwar schon 1812 wieder in einer überaus glücklichen (fast scheint es: zu glücklichen!) Ehe mit Pauline Gotter, der Caroline eine mütterliche Freundin gewesen war, — aber seit 1814 sind die schweren Schatten über seinem Leben unübersehbar. Schelling vermochte der abgründig-reichen, aber auch tiefverworrenen Welt der Theosophie nicht Herr zu werden. Zu verwirrend waren die Dinge, die auf ihn einstürzten. Schelling trieb allmählich in eine tiefe Hypochondrie, die belastend auf ihm lag. Ein Zug von schwermütigem Brüten über den „Weltaltern“ ist unverkennbar. Der philosophische Elan, die schöpferische Kraft der denkerischen Bewältigung war irgendwie verloren. Anregende Freunde fehlten, der einst so sprühende Kreis der Jenaer Romantiker. Es fehlte der Zwang zur Arbeit — Vorlesungen waren keine zu hal-

¹ Viele biographische Darstellungen unterscheiden hier nicht klar. Die beiden Akademien waren keineswegs identisch, und erst die Ernennung als Direktor der Akademie der bildenden Künste gab Schelling in München eine repräsentative Stellung.

ten —, und so trieb alles fruchtlos und verloren dahin. Schelling begann zu kränkeln — was wohl mehr Ausdruck der inneren Unerfülltheit war — und griff im Jahre 1820 gern nach der Möglichkeit, „krankheitshalber“ München zu verlassen und nach Erlangen zu gehen, um sich freilich auch dort nur lose der Universität zu verbinden.

Das ganze dieser Erlanger Zeit ist heute noch nicht zu übersehen. Erst wenn wir Schellings philosophische Vorlesungen in Erlangen wirklich kennen, wird das möglich sein². Aber sicher begann in Erlangen für Schellings weiteren Weg sehr Bedeutsames: hier vollzog er die erste intensive innere Auseinandersetzung mit Hegel, so daß hier die Grundidee seiner Spätphilosophie geboren wurde. Darüberhinaus vertiefte Schelling seine schon in München begonnene Beschäftigung mit der Welt der Mythologie (seine 1826 gedruckte Einleitung in die Philosophie der Mythologie aber wurde typischerweise wieder zurückgezogen). Vor allem wurde damals für die Öffentlichkeit Wichtiges offenbar: Schellings entschiedene Rückwende ins Christliche. Seit 1809 oft vermutet, viel umrätselt (ging doch bisweilen die Kunde durch die Lande, Schelling sei katholisch geworden), oft bestritten, machte Schelling in Erlangen aus seiner christlichen Haltung keinen Hehl. Im Gegenteil: immer neu gab er zu wissen, daß der Entwurf einer großen christlichen Philosophie seit Jahren sein entscheidendes Anliegen sei.

Solche Betonung hat bei vielen Zweifel erregt; bei anderen wandelte sie ihre Stellung und ihr Verhältnis zu Schelling nicht unwesentlich. Wichtige Kreise — auch Bayerns — die Schelling schon seit vielen Jahren als Verkünder romantischen Denkens und romantischer Natur- und Kunstphilosophie verehrt hatten (nicht zuletzt der Landshuter Kreis um Sailer), begannen nun in dem einstigen, viel umstrittenen „Pantheisten“ einen Mitträger der neuen, aus romantischen Ursprüngen aufgebrochenen Christlichkeit zu sehen; ja sie hofften, daß dieser so gefeierte Denker an der Vollendung ihrer tiefen Sehnsucht mithelfen werde, im religiösen Raum die letzten Reste aufklärerischer Haltung zu verdrängen, um die große Wiedergeburt des Jahrhunderts aus dem Geiste lebendiger Religion und Christlichkeit heraufzuführen.

Als darum im April 1826 die Verlegung der Universität Landshut nach München beschlossen wurde³, eine Verlegung, die bei vielen mit dem Willen verbunden war, dadurch die Kräfte der Aufklärung in Bayern zu überwinden und die der christlichen Romantik bzw. Restauration in den Vordergrund zu rücken, um so, wenn auch spät, dem romantisch-christlichen Denken an der neuen Universität zum entscheidenden Siege zu verhelfen, war es von An-

² Die einzige, noch erhaltene Nachschrift der Schellingschen Vorlesungen in Erlangen befindet sich z. Z. in Amerika.

³ Zur Verlegung der Universität vgl. die Arbeiten von K. Th. v. Heigel (Die Verlegung der Ludwig-Maximilians-Universität nach München, 1897; und: Ludwig I. und die Münchener Hochschule, 1890); Max Doeberl (Ludwig I., der zweite Gründer der Ludwig-Maximilians-Universität, 1926) und vor allem von Max Huber (Ludwig I. von Bayern und die Ludwig-Maximilians-Universität in München, 1826—1832, Würzburg 1939; ferner: Max Spindler, Briefwechsel zwischen Ludwig I. von Bayern und Eduard von Schenk, 1930; und nicht zuletzt: Erinnerungen des Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis, 4 Bde.

fang an das Bemühen des neuen Königs und seiner Berater, bedeutende Männer der Romantik an die Universität zu bringen: Görres, Baader, Schubert, Tieck, Savigny, Oken u. a.⁴

Aus solchem Willen heraus war es allen selbstverständlich, daß nicht zuletzt Schelling gerufen werden müsse, und es waren dabei vor allem die beiden neben Bischof Sailer einflußreichsten Berater König Ludwigs, die auf Schellings Berufung drängten: der Mediziner Ringseis und der mit des Königs Thronbesteigung zum Vorstand des Kirchen- und Schulwesens ernannte Eduard v. Schenk⁵, Männer, die beide aus dem Landshuter Kreis um Sailer kamen und entscheidend von daher geprägt waren.

Landshut war, wie heute völlig klar ist, im anhebenden 19. Jahrhundert das Zentrum der katholischen Erneuerungsbewegung. Sailer war sein beherrschender Kopf. Hier vollzog sich die Überwindung der aufklärerischen Christlichkeit, hier war Hamann lebendig; Lavater, Jacobi und manche andere von Einfluß; und hier vollzog sich um Sailer geschart eine Wiedergeburt des Religiösen im katholischen Raum, wobei neben Strömungen aus dem pietistischen Bereich zugleich romantische Ideen lebendig waren⁶. Aber Landshut hatte sich auch schon früh dem Schellingschen Denken geöffnet. Seitdem ein eifriger Anhänger der Schellingschen Naturphilosophie, Röschlaub, in die Medizinische Fakultät gerufen worden war (von Bamberg kommend, wo Schelling im Jahre 1800 einen Sommer lang bei ihm gewesen war), war Schellingsches Ideengut hier lebendig. Röschlaub hatte gleich nach seinem Eintritt in die Fakultät erreicht, daß Schelling (im Mai 1802) der Dr. med. h. c. verliehen worden war. In solchem geistigen Raum wuchs der Medizinstudent Ringseis auf, Sailer tief verbunden und dem Schellingianismus der Mediziner. Und wenn Sailer — der Schelling 1803 auf einer Reise nach Norddeutschland in Jena begegnet war — Schelling gegenüber früh eine

⁴ Die Berufung von Savigny und Tieck gelang nicht. Ein anderer aber, der gern gekommen und seine christliche Philosophie vorgetragen hätte, wurde nicht gerufen: Friedrich Schlegel, der sich seit langem in Wien nicht mehr recht wohl fühlte. Ringseis verwandte sich zwar für ihn beim König (vgl. Max Huber, a. a. O. S. 36), um zu betonen, vielleicht würde er unter den Augen eines tätigen Königs dann aus seiner „Schlaffheit“ gerissen, aber der König wollte von einer Berufung nichts wissen. Dabei galt Fr. Schlegel zweifellos als führender christlicher Denker; aber der Streit nach seinem Tode (1828) zeigte auch, wie umstritten seine Gestalt war, wieviel Freunde, aber auch Feinde er im gläubigen Lager hatte (sehr positiv würdigte ihn z. B. einer des Tübinger Kreises F. A. Staudenmaier in der Tübinger theol. Quartalschrift von 1832, der auch Baader sehr positiv recensierte). Mit Schelling hatte Fr. Schlegel schon lange Frieden geschlossen. Seit 1800 Schellings glühender Gegner, was sich seit der Konversion noch verstärkt hatte, begriff er als einer der ersten Schellings Wende ins Christliche, und Schelling begriff seinerseits, wie sehr ihm Fr. Schlegel gewogen war (was ihm kund wurde durch Schlegels Recension der Schrift von Jacobi 1812 vgl. Josef Körner, Friedrich Schlegel, Neue philosophische Schriften, 1935, S. 263). Vgl. dazu mein Buch: Schellings Philosophie der Weltalter S. 143 ff. und S. 205. Anderes Material wird eine neue Ausgabe der Briefe Schellings bringen.

⁵ Da es in dieser Zeit kein Kultusministerium gab (v. Schenks Abteilung wurde vielmehr im Innenministerium geführt), war v. Schenk faktisch von 1826—1828 eine Art Kultusminister.

⁶ Vgl. dazu Philipp Funk, Von der Aufklärung zur Romantik. München 1925.

gewisse wohlwollende Neutralität versuchte (was ihm der leidenschaftliche „Philosoph“, Freund und Schellingfeind Jakob Salat nicht leicht machte)⁷, so öffneten sich die theologischen Freunde und Fakultätskollegen Patriz Zimmer (der auf Grund der Schellingschen „Vorlesungen des akademischen Studiums“ den Neuentwurf einer Dogmatik versuchte) und Joseph Weber den Schellingschen Ideen um so bereiter.

In solchem Raum wuchs aber auch der junge Jurist Eduard v. Schenk auf, der von 1808 bis 1812 in Landshut studierte, zeitweise als Schüler v. Savignys, zugleich aber geschart um Sailer, durch dessen Einfluß er 1817 konvertierte, um ganz von der Aufgabe einer Wiedergeburt des Religiösen aus christlichem Geist fasziniert zu sein. Als Sailer ihn König Ludwig I. bei dessen Thronbesteigung als Vorstand des Kirchen- und Schulwesens vorschlug, griff Ludwig freudig zu und v. Schenk wurde damit der einflußreichste Mann bei der Verlegung und Einrichtung der Universität.

Ringseis hat dabei schon früh (im Jahre 1817 als Reisebegleiter des damaligen Kronprinzen Ludwig) Ludwig dahin zu bestimmen versucht, daß er bald nach seiner Thronbesteigung die Verlegung der Universität nach München Wirklichkeit werden lasse. München sollte nach seiner Meinung eine der großen Stätten der Wissenschaft werden, wie einst Göttingen und seit 1810 Berlin. Wohl schon damals hat Ringseis auf Schelling hingewiesen, um dem Kronprinzen zu sagen, München habe bedeutende Bibliotheken, und es könne „in verschiedenen bereits anwesenden Gliedern seiner Academie vortreffliche Lehrer für die Hochschule stellen...“⁸ Ringseis hat uns geschildert, Ludwig sei wie elektrisiert von diesem Gedanken gewesen und habe sogleich Namen genannt, die zu berufen und die auszuschließen seien. Hier fiel wohl schon der Name Schellings und Baaders, bestand doch von Anfang an die Absicht, bei einer Verlegung der Universität von Landshut nach München die

⁷ Vgl. Hubert Schiel, Johann Michael Sailer. Leben und Briefe. Bd. 2, S. 262, 267, 272, 278, 288, 291. Wenn P. Zimmer immer wieder versucht hat, Sailer für Schelling zu gewinnen, so versuchte Salat immer neu, Sailer ins Lager der Schellingfeinde zu ziehen. Seit 1804 hat ja Jakob Salat in Landshut, verbunden mit Cajetan Weiller in München (beide einer aufklärerischen Christlichkeit hingegeben) Schelling mit leidenschaftlichem Haß verfolgt, der sich bei Salat noch steigerte, als er 1826 nicht mit nach München übernommen wurde. Bis in sein hohes Alter hat er Schelling mit seinem zügellosen Gerede verfolgt. Kein Geschwätz und keine Kolportage war ihm zu gering über Schelling, um sie nicht weiterzugeben und der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Sailer hat oft seine eigene philosophische Unzuständigkeit betont, um sich dieses „Freundes“ zu entledigen. Salat hat uns dabei berichtet (in seinen „Denkwürdigkeiten betreffend den Gang der Aufklärung im südlichen Deutschland“, Landshut 1823), Sailer sei lange Schelling gegenüber reserviert gewesen; aber in dem Streit Schelling Jacobi im Jahre 1812 — in diesem Streit, der die Zeitgenossen so sehr erregte und Goethes entschiedene Stellungnahme gegen den einstigen Freund Jacobi brachte — habe auch Sailer sich gegen Jacobi und auf die Seite Schellings gestellt, ja, nicht gezögert, zu sagen, Schelling sei „ein von Gott und Unsterblichkeit durchdrungener Mann“ (307ff.). Seitdem sei auch von Sailers Katheder aus oft eine günstige Stimme für Schellings Lehre erschollen, und manche seiner Schüler hätten ihn als Schellingianer bezeichnet. In Wirklichkeit ist sich wohl Sailer über Schellings eigentliche Position immer im Unklaren gewesen und nicht ohne Skepsis gegen seinen Theismus (Vgl. das Folgende).

⁸ Ringseis, Erinnerungen I, S. 420.

Männer der Akademie der Wissenschaften, die immer als eine besondere königliche Auslese gegolten hatten, der Universität zu verbinden. Schellings Berufung 1826 hatte von daher im Grunde den Charakter des Selbstverständlichen.

Später schwebte Ringseis noch anderes vor: München sollte eine Universität christlicher Gesamthaltung werden, da schon Würzburg als katholische und Erlangen als evangelische Hochschule bestand. So sollte jede Konfession sozusagen „ihren“ Philosophen haben. Von da aus schlug Ringseis die Berufung von Baader und Schelling vor, um in seinen Erinnerungen rückblickend zu sagen: „Um einen katholischen Philosophen hatten wir nicht zu suchen. Den Protestanten aber sich in Schelling aus Erlangen zu holen, lag ebenfalls nahe . . .“⁹ Baader und Schelling wurden so von Anfang an immer zusammen genannt. In ihnen sah man die beiden führenden Vorkämpfer einer neuen christlichen Philosophie, die aus romantischem Geist die Mächte der Natur tief bejahen und darum rangen, sie einzubauen in das Gesamt einer christlichen Gnosis¹⁰. War dabei Ringseis vor allem ein Verehrer Baaders, so

⁹ Vgl. Ringseis, Erinnerungen II, S. 226. M. Huber bestreitet freilich, daß die Idee der paritätischen Besetzung je eine Rolle gespielt habe (vgl. M. Huber, a. a. O. S. 56).

¹⁰ Baader und Schelling waren freilich seit 1824 — was die Öffentlichkeit kaum wußte — miteinander zerfallen. Baader war auf seiner Reise nach Rußland im Jahre 1824 in Berlin Hegel begegnet. Es kam zu interessanten, freundschaftlichen Gesprächen (vgl. Hegels Erwähnung von Baader in der 2. Auflage der „Encyclopädie“), aber Baader begriff offenbar nun tiefer Hegels System, um es als unchristlich zu sehen, als Geburt eines „Neologismus“. Seltsamerweise rechnete er auch Schelling dazu, dessen Denken mitten auf dem Wege war, eine rein logische Philosophie zu überwinden. Schelling reagierte auf Baaders Einordnung sehr heftig und in wütenden Briefen zerbrach ihre Gemeinschaft, die für Schelling Jahre zuvor von so weitreichender Bedeutung gewesen war. Das Verhältnis Schelling-Baader war freilich schon um 1819 nicht mehr sehr eng. So schrieb Schelling im Januar 1819 (Plitt II, S. 431): „Unsern Freund Fr. Baader sehe ich seit einiger Zeit sehr wenig, und bin damit ganz wohl zufrieden. Das Letzte, was ich von ihm hören mußte, war, daß der Teufel nun wirklich Zeichen gebe und ihn . . . in seinem Hause aufsuche und verfolge.“ Baaders problematische Art, sich mit parareligiösen Phänomenen abzugeben, stieß ihn ab; diese Kluft vertiefte sich aber, als Baader mit dem russischen Hof in Unionsgespräche zu kommen versuchte, und wurde vollends von Schellings Seite zur Feindschaft, als Baader in Eingaben an König Friedrich Wilhelm III. und an die Akademie der Wissenschaften in München und in seiner Schrift „Bemerkungen über einige antireligiöse Philosopheme unserer Zeit“ 1824 Front gegen Hegels Idealismus machte und Schelling mehr oder weniger einbezog. Nicht anders als 1812 gegen Jacobi empfand es Schelling als eine tiefe Beleidigung, daß er — mitten auf dem Wege ins Christliche — der Antichristlichkeit geziehen wurde. Baader wußte offenbar von Schellings aufgebrochener Feindschaft nichts, sondern gab einem seiner Freunde, Baron Yxküll einen Empfehlungsbrief an Schelling in Erlangen mit, der hier erstmals veröffentlicht sei (ich entnehme ihn aus dem Schelling-Nachlaß in Berlin):

„Hochwohlgeborner
Hochverehrter Freund!

Mit Vergnügen gebe ich diesen Brief dem Überbringer desselben, Herrn Baron Yxküll aus Esthland, meinem Freund und künftigen Eidam als einen Empfehlungsbrief an Ew. Hochwohl. mit, welcher zugleich als ein freundlich Lebenszeichen von mir dienen und den Wunsch Ihnen bringen soll, auch von Ihrem Wohlergehen direkte Kunde wieder zu

v. Schenk ein unbedingter Anhänger Schellings. Als v. Schenk dann beide dem König für die philosophischen Lehrstühle vorschlug, begründete er das in sehr kennzeichnender Weise. Köppen und Salat seien abzulehnen, es käme alles darauf an, „daß nicht durch die Herrschaft einer bloßen Verstandesphilosophie in den jugendlichen Gemütern der Zweifel das Übergewicht über den religiösen Glauben gewinne, sondern vielmehr durch die Philosophie die Notwendigkeit und das Bedürfnis einer geoffenbarten Religion dargetan werde“¹¹, um fortzufahren: „Es bedarf keiner näheren Auskunft, daß diese beiden Männer wegen ihrer hervorragenden Talente und ihres umfassenden Wissens, wegen der Tiefe ihrer Ansichten und Forschungen und wegen ihres glänzenden Rufes zu den Zierden der Universität gehören und ihre Frequenz sehr vermehren würden“¹². Es gab aber neben diesen Stimmen auch eine sehr bedeutsame skeptische Stimme: die Sailer. Sailer sah Schellings Berufung als problematisch an und machte auch Baader gegenüber Vorbehalte, um zu schreiben: „Der Ruf Schellings ist mir, nach reiflicher Überlegung als bedenklich vorgekommen. Schellings Philosophie hat sich — so rein sie im Sinne ihres Urhebers davon sein mag [!!] — von dem schrecklichen Verdacht des Pantheismus nicht frei erhalten können und namentlich die Schrift des . . . seligen Jacobi, darin er diese Philosophie des offenbaren Atheismus geziehen, hat einen tiefen, bleibenden Eindruck gegen dieselbe auf viele Gemüter aus der gebildeten Klasse und besonders aus der Geistlichkeit gemacht.“ Sailer, immer Lavater verbunden und Jacobi, skeptisch gegen das Anliegen eines christlichen Gesamtsystems, hat so in der großen, damals durch Jahrzehnte hindurch immer neu aufgeworfenen Frage nach Schellings Pantheismus oder Nichtpantheismus keine Stellung zu be-

erhalten. Überbringer ist ein enger Schüler Hegels, mit dem auch ich bei meinem langen Aufenthalt in Berlin manches besprach. Daß ich übrigens bei diesem meinen langen Aufenthalt dem König ein ausführliches memoire übergab, in welchem ich auf die Herstellung des status quo der Evangelischen Kirche drang und das non licet! gegen diese geist- und ruchlose Neologie mit Freimütigkeit aussprach, welche schier auf allen preußischen Universitäten doziert wurde etc, werden E. Hochwohl. wohl schon wissen, so wie ich Sie ersuche aus diesem Standpunct die Polemik zu deuten, die ich seit meiner Rückkehr aus Norden ergriffen und mit Ernst fortsetzen werde.

Mit Hochachtung und Ergebenheit

Euer Hochwohl.

Ewiger Diener und Freund

München den 3. Nov. 24. Franz Baader.“

Als Schelling aber aus seiner Abneigung gegen Baader keinen Hehl machte, und Yxküll das Baader berichtete, beschwerte sich B. über Schellings „hochfahrenden und wegwerfenden Worte“, worauf Schelling antwortete, er habe sich allerdings über Baaders Brief gewundert. Im Übrigen habe er keine Neigung und Zeit, sich mit ihm „in schriftliche Erörterungen einzulassen“. Schelling machte dann auch 1827, als er erneut nach München kam, keinen Versuch, Baader zu besuchen und damit war ihre Gemeinschaft endgültig zu Ende. So bildete sich von Anfang an keine echte Verbundenheit in den Reihen der „Münchener Romantik“, wie auch Schelling und Görres nie in München zueinander fanden.

¹¹ Zitiert nach M. Huber, a. a. O. S. 34.

¹² Zitiert nach M. Doeberl, a. a. O. S. 22.

ziehen vermocht. Aber er meldete seine Einwände an, um gleichzeitig gegen Baader zu sagen: „Würde ihm sein ganzes philosophisches oder vielmehr theosophisches System ex professo vorzutragen überlassen“, so könne das, „da dasselbe erstaunliche Höhen und Tiefen umfaßt, leicht zu mancherlei Mißverständnis führen“¹³. König Ludwig nahm diese Bedenken Baader gegenüber ernst — er erhielt keine ordentliche philosophische Professur, sondern nur eine Honorarprofessur —, was ihn tief gekränkt hat. (Und tatsächlich vermochte später der gefährliche Tiefsinn seiner wenig geformten Vorlesungen auf die Dauer keine große Hörerzahl anzuziehen.) Aber im Falle Schellings hat König Ludwig keinen Augenblick gezögert, so tief er auch Bischof Sailer verbunden war; Schelling in München zu haben, war ihm ein innerstes Anliegen, und es ging später die Rede in München, als Schelling endlich gewonnen war, habe der König erklärt, „die Erwerbung dieser Kraft schätze er so hoch wie einen Schlachtensieg“¹⁴, wozu aber wohl mit Recht gesagt worden ist, es sei nicht allein der religiöse Denker gewesen, der ihn anzog, sondern der einstige Verkünder einer Philosophie der Kunst, mit dem Ludwig als Kronprinz als dem langjährigen Direktor der Akademie der bildenden Künste bekannt geworden war und von dem er sich bisweilen bei seinen künstlerischen Plänen hatte beraten lassen. Romantische Liebe zur Kunst und religiöser Enthusiasmus verbanden sich so in Ludwig, woraus der Wille kam, Schelling unbedingt in München zu wissen. Sobald die Verlegung der Universität nach München gesichert war, begann v. Schenk als Vorstand auch des Universitätswesens die Unterhandlungen mit Schelling, und der König selbst, der im Juli 1826 durch Bayern reiste, um sich huldigen zu lassen, unterließ es nicht, als er in Nürnberg Schelling begegnete, ihm seinen lebhaften Wunsch kundzutun. Es war aber wohl das für alle Überraschende, daß Schelling, der in vergangenen Jahren so oft auf eine neue Berufung gewartet hatte (nach Fichtes Tod nach Berlin, 1816 nach Jena, dann nach Tübingen), nur zögernd auf solche Pläne einging. Niemand ahnte, in welcher tiefen Krise Schelling durch die Nichtvollendung seiner „Weltalter“ geraten war.

Wir kennen Schellings erste Antwort an v. Schenk nicht — der Brief scheint verloren. Aber v. Schenk teilte ein Stück des Briefes König Ludwig

¹³ Sailer's Brief scheint untergegangen. Schiel vermochte ihn nicht mehr aufzufinden. Ich zitiere ihn nach M. Doeberl, Bausteine zu einer Biographie des Bischofs Sailer. *Histor. Pol. Bl.* Bd. 155 (1913) S. 805. Friedrich Schlegel hat noch im Jahre 1828 versucht, Sailer Schelling gegenüber günstiger zu stimmen, um ihm zu schreiben: „Was . . . darf man denn von Schelling hoffen? Mir scheint, er stünde an einem entscheidenden Wendepunkt in seiner Philosophie und auch in dem ganzen inneren Gang seines Denkens . . . Ein Protestant ist er eigentlich schon lange nicht mehr gewesen . . .“ (Doeberl, a. a. O.).

¹⁴ Zitiert nach Karl Th. Heigel, Die Verlegung der L. M. Universität. 1897, S. 28, der zugleich sagt: „Schelling zog ihn namentlich deshalb an, weil er der Ästhetik . . . wieder ihre Würde und Souveränität zurückgab; er war also in München an seiner rechten Stelle . . .“ Es scheint freilich übertrieben, wenn Heigel dann fortfährt: „Schellings Vorträge, inhaltlich bedeutend und von platonischer Formenschönheit [?] wirkten mächtig auf die Hörer, wirkten weit über die Universität hinaus“. Das Geheime Hausarchiv München besitzt im übrigen aus den Jahren 1820—1823 eine Reihe Briefe Schellings an den damals in Aschaffenburg residierenden Kronprinzen, die alle auf kunsthistorische Fragen Bezug nehmen.

am 21. Juli 1826 mit, das uns dadurch erhalten ist¹⁵. Schelling schrieb darin unter anderem¹⁶:

„Eines war bei mir gleich entschieden oder verstand sich vielmehr von selbst: daß nichts ist, was ich nicht für den König, für König Ludwig! zu thun fähig wäre, keine Rücksicht, die ich nicht der Freude nachsetzte, Ihm zu dienen, zu irgend einem Zwecke, den Er — der keine andere als große und edle kennt, Sich vorgesetzt, mitwirken zu können.“

Von Schenk hoffte, ein neues Kabinettschreiben des Königs werde Schelling veranlassen, alles Zögern zu überwinden und München anzunehmen. So ging ein Schreiben des Königs an Schelling¹⁷, der im August 1826 dem König in einem erschütternden Brief antwortete, der seine damalige Lage schlagartig und ohne Zweifel überraschend erhellt. Schelling antwortete dem König¹⁸:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster
König,
Aller Gnädigster König und Herr!

Der fünf und zwanzigste August ist das Geburts- und Namensfest Eurer Königlichen Majestät. Tausende der Bestgesinnten nicht bloß in Bayern, sondern in Deutschland feyern diesen Tag und rufen an demselben alle Segnungen des Himmels auf die großen und ruhmwürdigen Unternehmungen Ew. Majestät herab.

Und wer in der That, der die Hand der Vorsehung erkannt hat, welche Eure Königliche Majestät in dem Augenblick allgemeiner Mißverständnisse und Verwirrungen auf den Thron berief, kann zweifeln, daß ebendiese alle Schritte Eurer Königlichen Majestät auch ferner beglücken und Eurer Majestät zu der Kraft und dem hohen Willen auch die Mittel in die Hand gegeben werde, Ihre heilbringenden Absichten zu erreichen.

Auch ich kann den Tag, der Eure Königliche Majestät der Welt und Ihrem Volke gab, nicht ohne Rührung und Dank gegen den Allmächtigen begehen, der auch mir in Eurer Majestät einen Herrn und König schenkte, dem ich von ganzem Herzen diene, in dessen Wollen auch meine Thätigkeit hoffen kann,

¹⁵ Die folgenden Briefe sind als Ganzes unveröffentlicht. Nur Stücke davon waren bislang bekannt. Dabei sind die Briefe an König Ludwig Eigentum des Geheimen Hausarchivs München und werden hier mit Erlaubnis Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Ruprecht von Bayern veröffentlicht. Die Briefe an v. Schenk sind im Besitz der Staatsbibliothek zu München und gehören zum v. Schenk-Nachlaß (die Anzahl der an v. Schenk erhaltenen Schellingbriefe beträgt 19).

¹⁶ Vgl. Max Spindler, Briefwechsel S. 4.

¹⁷ Vgl. Max Spindler, a. a. O. S. 4. — Am 27. 7. antwortet der König v. Schenk: „An Schelling, dem ich zu Nürnberg mündlich meinen Wunsch, meinen lebhaften, ausgesprochen, werde ich schreiben“ (Spindler S. 5). Der Brief des Königs und alle v. Schenks sind vorerst nicht bekannt. Ich nehme an, daß sie noch erhalten sind und in Schellings Nachlaß bei der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin — mir im Augenblick nicht zugänglich — ruhen.

¹⁸ Ein Stück dieses Briefes ist bei M. Spindler veröffentlicht S. 372 und bei M. Huber S. 35.

einen festen Halt, eine bestimmte Richtung zu finden. Auch ich werde an diesem Tage mich aufs Neue mit Herz und Seele dem Dienst Eurer Königlichen Majestät weihen, das Einzige vom Himmel erfliegend, daß mir vergönnt werde, Eurer Majestät *recht* zu dienen, gleichviel in welcher Stellung, denn wie bey verkehrter Richtung im Ganzen für den Rechtdenkenden auch ein großer Wirkungskreis wenig Erfreuliches haben kann, muß ebendieser da, wo er eine vom Regenten ausgehende allgemeine Bewegung zum Rechten und Guten wahrnimmt, sich in jeder Stellung glücklich fühlen, die ihm, wenn auch im kleinsten Theil, zu dieser Bewegung mitzuwirken und sie zu fördern erlaubt.

Wenn ich bey den höchststehenden, mein Verdienst weit übertreffenden Aufforderungen, deren Eure Königliche Majestät bey Allerhöchst Ihrer Anwesenheit in Nürnberg mich würdigten, unentschlossen, ja zaghaft erschien, so war es, Allergnädigster König und Herr! gewiß nicht Mangel an Geneigtheit und Willen, sondern der nur unwillkürliche, aus einer Menge nicht wohl auseinanderzusetzender Umstände erwachsene Zweifel an meiner individuellen Tüchtigkeit, an jener Stelle ganz das zu seyn, was ich seyn sollte, und die aufrichtige Meynung, in einer andern, meiner Natur im Ganzen gemäßeren Lage nützlicher wirken zu können. Inzwischen hat sich mir bey dem näheren Überdenken meiner Verhältnisse *als nächstes Ergebnis* die Überzeugung aufgedrungen, daß es ohne den offenbarsten Nachtheil nicht bloß für mich sondern für meinen Beruf selbst unmöglich seyn würde *jetzt gleich* dem Rufe nach München zu folgen, und Eure Königliche Majestät vergönnen mir Gnädigst, von jener huldvollen, mit dem tiefsten Dank erkannten Erlaubnis, Allerhöchst Ihnen Selbst zu schreiben, den ersten ehrfurchtvollen Gebrauch zu machen, um die Gründe jener Unmöglichkeit anzuführen, die ich mit dieser Geradheit und Aufrichtigkeit in der That auch nur Eurer Königlichen Majestät Selbst darlegen kann, und die ich um so unbesorgter entwickle, als sie nur auf den Nebenumstand des *Wann?* sich beziehen, der hier von um so geringerer Wichtigkeit ist, als bey neuentstehenden Anstalten dieser Art, die ihrer Natur nach zu einer großen Menge, meist bloße Äußerlichkeiten betreffender Erörterungen Anlaß geben, das erste Jahr ohnehin gewissermaßen als verloren betrachtet werden muß, und diese Zeit von mir, der vielleicht überhaupt nicht mehr viele zu verlieren hat, für den *Hauptzweck*, als den ich immer die Wirkung als Vortrag und Lehre betrachte, nützlicher angewendet werden kann.

Sollt ich nämlich jetzt gleich nach München mich verpflanzen, so würde dadurch mein oft unterbrochener Lebens- und wissenschaftlicher Plan neuerdings zerrissen, und ich sähe mich von einem Ziel, das ich eben zu erreichen im Begriff stand, und an dessen Erreichung meine Ruhe und mein Lebensglück hängt neuerdings auf unbestimmte Zeit zurückgeworfen¹⁹. Nicht nur

¹⁹ Schelling meint seine „Weltalter“, die er um 1810 begonnen und deren ersten Teil er 1811 und 1813 in Druck gegeben hatte, um ihn dann wieder zurückzuziehen. Seit 16 Jahren sann er schon über dieser Arbeit; und es dürfte davon über 30 Entwürfe gegeben haben, von denen ein Teil heute im Berliner Nachlaß vorliegt.

der *Druck* eines Werkes, an dessen Inhalt ich den besten Theil meines Lebens gesetzt, sondern — unter den unvermeidlichen Zerstreungen einer ersten Einrichtung, und den Geschäften einer sich erst allmählig organisierenden Lehranstalt und der nothwendigen Vorbereitung auf den öffentlichen Vortrag, den ich als Hauptsache betrachten und der meine ganze übrige Zeit in Anspruch nehmen würde — müßte die Vollendung der *Arbeit selbst* unaufbleiblich aufgeschoben werden, deren Zustandebringung gewissermaßen mich erst selbst zurückgeben und mich auch äußerlich wieder frey machen kann, um mit unbefangener Seele und freudigem Muth das schwere Amt eines öffentlichen Lehrers zu übernehmen. Aber mit vollkommener *Beruhigung auch Eurer Königlichen Majestät gegenüber*, könnte ich einem so wichtigen Beruf erst mich widmen, wenn dieses öffentliche Zeugniß über die Beschaffenheit und den Werth meiner wissenschaftlichen Überzeugungen und Erwerbungen keinen Zweifel läßt. Seit einer Reihe von Jahren habe ich nichts Entscheidendes geschrieben. Einige der Besseren (wie viele sind aber deren überhaupt?) denken vielleicht wohl, ich habe geschwiegen, um das ganz Entscheidende zu geben. Die Menge aber zweifelt an mir und meynt gar wohl, ich sey selbst irre geworden an meinen Überzeugungen. Im gegenwärtigen Augenblick — warum sollte ich es nicht sagen? — ist mein Name für die Meisten ein leerer Begriff, oder ein bloßer Schall von unbestimmtem Inhalt; ja es wird Personen genug geben, die versichern, nicht zu begreifen, was Eure Königliche Majestät Gutes an mir finden, oder von mir erwarten. Das soll aber nicht seyn. Eifersüchtig für den Ruhm Eurer Königlichen Majestät, als ein Unterthan, der im fernsten Widerschein und Abglanz desselben sich selbst erhoben fühlt, wünsche ich, daß es nicht zweifelhaft sey, was Eure Königliche Majestät bewogen hat, mich hervorzuziehen und an der ersten Lehranstalt des Reichs auf eine ausgezeichnete Weise anzustellen. Auch erlauben Eure Königliche Majestät mir gewiß den kleinen Stolz für mich selbst zu wünschen, daß Allerhöchst Ihre Wahl nicht als das Ergebnis einer günstigen, aber meinerseits nicht hinlänglich gerechtfertigten Meynung, sondern einer auf wirkliche Leistungen gegründeten Überzeugung erscheine. Wenn nun jenes Werk da ist, das nicht umhin kann, sehr verschiedene Meynungen über sich zu erregen, dann mögen Eure Königliche Majestät Männer in deren Urtheil und Gesinnung Allerhöchst Sie ein gerechtes unbedingtes Vertrauen setzen, z. B. unsern nicht genug zu erkennenden und zu verehrenden *Sailer*, von dessen Urtheil auch in wissenschaftlicher Hinsicht ich auf kein anderes mich berufen, über den Inhalt jenes Werks und besonders darüber befragen, ob es wünschenswerth, den Absichten Eurer Königlichen Majestät förderlich, der Zeit angemessen seyn könne, wenn eine solche Lehre mit dem Feuer eines überzeugten Geistes öffentlich, und zwar in der Hauptstadt und an der ersten Lehranstalt des Reichs vorgetragen werde. Eure Königliche Majestät, die nicht aufgehört haben, selbst in dieser Zeit der Prüfung, durch die ich hindurchgegangen bin (und allerdings ist jeder Zustand ernster, wissenschaftlicher Prüfung stets zugleich ein Zustand des sittlichen Geprüftwerdens), Gutes von mir zu erwarten und zu denken, werden gewiß jene Empfindungs-

weise nicht mißbilligen können und im eignen Geist und Gemüth die tiefe Beruhigung ermessen, die sich über mein ganzes Wesen ergießen müßte, wenn ich auf eine solche Weise des vollen, begründeten Vertrauens meines Königs und Landesvaters gewiß werden könnte, ehe ich einen, in so vielen Hinsichten bedenklichen Beruf anträte — eine Beruhigung, die zugleich allein mich wegheben könnte über die Unannehmlichkeiten, denen ich von Menschen und Sachen entgegenzusehen hätte, so wie über jene Ungemächlichkeiten des äußern Lebens, die mit dem Aufenthalt in einer großen Stadt, aber besonders in München, für einen Mann in meinen Verhältnissen, bey schwankender Gesundheit und zunehmenden Jahren doppelt verknüpft sind.

Noch habe ich eine Schuld gegen Bayern, die ich vorher abzutragen wünschen muß. Seit so vielen Jahren Zuschauer der unaufhörlichen Veränderungen der Schulpläne und Schuleinrichtungen bin ich theils dadurch theils durch meine Verhältnisse zu den Haupturhebern desselben zufälligerweise mehr als viele andre im Stand, die falschen Grundsätze, die so viel geschadet, in ihrem wahren Lichte darzustellen, und dagegen die einfachen, erfahrungsmäßigen Mittel, durch welche die untersten Schulen (in meinen Augen, die wichtigsten) zu Pflanzstätten gründlicher Bildung und Wissenschaft werden, zu bezeichnen. Sollte ich nun jetzt nach München kommen, so wäre unvermeidlich, mit jenen Personen neuerdings in Berührung zu kommen und meine Darstellung würde dann einen gehässigen Anschein erhalten, während *hier* nichts meiner Freymüthigkeit Hindernisse in den Weg legt, und wenn ich denn doch nach München kommen sollte, das was ich gethan als einmal geschehene Sache nicht weiter in Betracht kommen würde²⁰.

So ist es denn mein einziger Wunsch, versichert zu werden, daß Eure Königliche Majestät aus den von mir angeführten Gründen mein Verlangen, vorläufig und bis zum Herbst 1827 noch in den gegenwärtigen Verhältnissen zu bleiben Gnädigst genehmigen. Bis dahin wird sich in mir und außer mir so vieles gestalten, das mich einer freyeren und überzeugteren Entschließung als in diesem Augenblick fähig macht, um die Sache selbst (dieß glaube ich bestimmt versichern zu dürfen) wird bey diesem Aufschub nur gewinnen, während Eure Königliche Majestät noch immer in Ihrer Weisheit erwägen können, ob bey so manchen Bedenklichkeiten, z. B. dem ungewissen Zustand meiner Gesundheit und den doppelten Schwierigkeiten, die für mich dadurch in Ansehung des Aufenthalts in München entstehen, Allerhöchstdieselben nicht doch vorziehen könnten, mir einen anderen Wirkungskreis zuzuweisen. Nehmen doch Eurer Königlichen Majestät protestantische Unterthanen mit gleichem Vertrauen, wie mit gleichem Recht Ihre Hülfe in Anspruch, aus der Versunkenheit erhoben zu werden, in welche sie durch die Nachwirkung frü-

²⁰ Es hat seit Ludwigs Thronbesteigung viele Versuche zu einer Reform des höheren Schul- und des Universitätswesens gegeben, Fragen, die um die Einführung von Realschulen oder um das Festhalten am Latein gingen, an der Universität um den Collegzwang etc. Schelling nahm seit November 1827 an allen Kommissionen teil, eng verbunden mit Thiersch, mit dem er um Festhalten an den Gymnasien kämpfte, gegen den Kollegzwang etc. — eine Stellungnahme, die ihm an der Seite des umstrittenen Thiersch manche Gegnerschaft brachte.

herer Zeiten, durch lange Versäumnis und eine Menge nachtheiliger Umstände gesetzt sind. Bey der Kenntniß, die ich in 5. Jahren von den in manchem Betracht verwickelten und unklaren Local- und Personal-Verhältnissen zu erlangen Gelegenheit hatte, dürfte ich eine Bestimmung, die Eure Königliche Majestät für die hiesige Hochschule mir zu geben geruhen würden, als ein Mittel ansehen, in dieser Sphäre Allerhöchst Ihres hohen Regentenberufs ein brauchbares und nützlich Werkzeug werden zu können.

Und so habe ich denn Eurer Königlichen Majestät mit der Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit geschrieben, die ich gegen meinen Herrn und König für heilige Pflicht erachte.

Gott erhalte den König, den er uns zur rechten Zeit gegeben, und fördre alle seine Werke und Thaten!

Erlauben Eure Königliche Majestät mir ferner, unter den Mühen eines ersten Berufs, der auch ohne äußeres Amt auf mir liegt, Allerhöchster Gnade und Huld mich getrösten zu dürfen, und der Hoffnung zu leben, würdig erfunden zu werden, einst jene unverbrüchliche Anhänglichkeit und allertiefste Ehrfurcht wirkend zu bethätigen, mit welcher ich ersterbe

Eurer Königlichen Majestät

Allerunterthänigst-treu-gehorsamster
Schelling

Ein solcher Brief bedarf keines Kommentars. Er zeigt nur zu genau, wie sehr Schelling an der Vollendung seiner (schon 1810 begonnenen) „Weltalter“ gegangen und was er von ihnen erhofft hat. Aber er macht auch sichtbar, wie sehr dieses Leben an Sicherheit und schöpferischer Kraft verloren hat. Der einst so stolze und souveräne Schelling, streitlustig und diskussionsfreudig, ist von einer tief überraschenden Empfindsamkeit — Erlangen scheint ihm nun genug, und er, der Jahre hindurch auf den Ruf an eine Hochschule gewartet hatte, zögert nun, einen Ruf anzunehmen, der so groß gedacht war.

Der König war damit einverstanden²¹, daß Schelling erst im Herbst 1827 in München beginnen wollte, um aber schon vom 3. Oktober 1826 an Schelling als ordentlichen Professor der Philosophie zu führen. Von Schenk hatte schon in einem Brief vom 11. September neu mit Schelling zu verhandeln begonnen, der seinerseits v. Schenk am 3. Oktober 1826 von Erlangen aus antwortete:

²¹ Ludwig I. schrieb am 9. 9. 1826 an v. Schenk: „... Ich habe mich bewogen gefunden, dem geheimen Hofrat v. Schelling zu gestatten, daß er noch bis zum Anfange des Studienjahres 1827/28, also noch ein volles Jahr in Erlangen verbleiben darf und setze Sie davon in Kenntnis, damit Sie Ihre dadurch allenfalls nöthigen Anordnungen unaufgehalten treffen können...“ (vgl. Spindler, Briefwechsel... S. 353). Von Schenk schlug vor, Köppen vertretungsweise lesen zu lassen (dessen Übernahme nach München man abgelehnt hatte, um ihn nach Erlangen zu versetzen); Baader hoffte eine Zeit lang, Schellings Stelle einnehmen zu können. Aber beides schlug der König ab. Wenn Schelling schon nicht sofort käme, so lasse man seinen Platz besser solange offen (vgl. S. 50).

Hochwohlgeborener Herr

Insbesonders hochzuverehrender Herr Ministerial-Rath!

Ew. Hochwohlgeboren verehrliches Schreiben vom 11. Sept. ist mir zwar nach Carlsbad, wohin ich Ende August mich begeben hatte, nachgeschickt worden, aber nicht eher, als in den letzten Tagen meines Aufenthalts dasselbst zugekommen; daher ich vorzog, erst nach meiner Rückkehr bey größser Ruhe dasselbe zu beantworten.

Wenn die Äußerungen besonderer Güte ja eines freundschaftlichen Wohlwollens in dem Schreiben des Mannes, dessen oberster Leitung und Fürsorge alle geistigen Angelegenheiten unseres Vaterlandes zunächst übergeben sind, mir nicht wohl anders als höchst schmeichelhaft und erfreulich seyn konnten, so mußte ich unter so manchen günstigen Vorzeichen mit besonderer Rührung den Umstand bemerken und gewissermaßen als höhere Fügung ansehen, daß der Ruf zu einer neuen, ehrenvollen Bestimmung mir durch Vermittlung eines Mannes zutheil werden sollte, um dessen Namen schon für mich die angenehmen und zarten Erinnerungen dankbarer nie aufhörender Verehrung und einer auch über dieses Leben hinaus reichenden Freundschaft geknüpft sind.

Ew. Hochwohlgeboren Schreiben überhebt mich der Nothwendigkeit, nochmals im Allgemeinen die Bereitwilligkeit zu erklären, dem Rufe Sr. Majestät unsres allergnädigsten Königs zu folgen: da indeß diese Bereitwilligkeit weder auf einem allgemeinen Wunsche beruht, meine gegenwärtige Lage zu verändern, mit der ich vollkommen zufrieden bin, noch auf einer besonderen Neigung, gerade nach München zu kommen, so hoch ich immer die Vortheile und die — noch nicht einmal vollständig zu berechnenden — Vorzüge dieses Aufenthalts unter den neuen Verhältnissen anschlage; da diese Bereitwilligkeit vielmehr ganz allein auf dem tiefen Gefühl von Ergebenheit gegen die Person des Königs beruht, welche natürlich bewirkt, daß ein Wunsch Sr. Majestät für mich einem Befehl gleichkommt: so muß eben diese Stimmung mich verhindern, unter irgendeiner Form, wären es auch die bescheidensten Wünsche, Forderungen zu machen und mich in den Fall zu setzen, von irgendeinem Menschen angesehen zu werden, als wollte ich eine günstige — vielleicht zu günstige Meynung benutzen, um mir Auszeichnungen oder Vortheile zu verschaffen, die ich in der That auf keine Weise verlange. Es bliebe nun allerdings das Dritte, nämlich überhaupt nichts zu verlangen. Allein auch dieß kann ich mit meiner Denkart nicht in Einklang bringen, denn es wäre offenbar gegen Pflicht und Gewissen gehandelt, unbedingt eine Bestimmung anzunehmen, zu deren vollständigen und ungestörten Erfüllung mir die Bedingungen mangelten. Dieß würde aber z. B. ohne eine bedeutende Verbesserung meiner ökonomischen Verhältnisse offenbar der Fall seyn; bey der Sorgfalt, welche meine Gesundheit erfordert auf der einen, und dem — in München vielleicht mehr als unter gleichen Verhältnissen irgendwo — erschwerten Bedingungen eines einfachen, aber der Gesundheit zuträglichen und behaglichen Lebens — um so mehr der Fall seyn, als zwischen meinem

früheren und dem jetzt im Antrag stehenden Aufenthalt in München mehr als 5 Jahre verflossen sind, während welcher theils meine Familie sich vermehrt hat²², theils meine Kinder älter geworden sind, von denen ich die zwey ältesten Söhne, wegen der bisherigen Beschaffenheit unsrer Schulen, mit für mich großen Kosten auf einer auswärtigen Schule erhalten muß.

Unter diesen nur kurz angedeuteten und nicht einmal vollständig vorgetragenen Umständen werden Ew. Hochwohlgebohren mich vollkommen begreifen, wenn ich erkläre, daß ich zwar einen bestimmten, meinen Gesamtverhältnissen angemessenen Antrag mit Ergebenheit erwarte, aber nicht wohl selbst einen Vorschlag thun kann.

Vielleicht indeß, daß die huldreiche, gewährende Antwort welche Seine Königliche Majestät meiner alleru. Bitte auf jeden Fall noch bis zum Herbst 1827 in Erlangen bleiben zu dürfen, gewürdigt haben, vorläufig eine augenblickliche Entschließung überhaupt überflüssig macht, und Ew. Hochwohlgeboren Selbst nicht weniger vorziehen, die Sache vor der Hand auf sich beruhen zu lassen, als es mir natürlich erwünscht seyn würde, die weitere Entwicklung der bevorstehenden Organisation sowohl der Universität als der Akademie der Wissenschaften abzuwarten, ehe ich einen letzten — wie er auch immer ausfalle nicht nach Rücksichten persönlichen Vortheils sondern nach der strengsten *Gewissenhaftigkeit* und daher nach möglichst genauester Kenntnis abzuwägenden Entschluß fasse.

Sollte es aber nichts desto weniger in den Absichten und den Wünschen Ew. Hochwohlgeboren liegen, daß diese Sache jetzt schon zu einem vorläufigen Abschluß gebracht werde, so werde ich für diesen Fall den Herr v. Kerstoff ersuchen, die näheren Anträge, welche Ew. Hochwohlgeboren in dieser Beziehung mir zukommen zu lassen geneigt seyn könnten entgegenzunehmen.

Da Ew. Hochwohlgeboren die Güte gehabt haben, mich von einigen Personalbestimmungen näher zu unterrichten: so gibt mir dies Veranlassung, daß der für den Vortrag der Anfangsgründe der Philosophie, insbesondere der Logik und Metaphysik ernannte Lehrer, nach dem, was Ew. Hochwohlgeboren darüber zu bemerken gefällig gewesen, mir als Kollege ganz recht seyn würde²³. Ob ich gleich selbst keine nähere Kenntnis von seinen Verdiensten habe, bin ich doch überzeugt, daß er seinen Platz besser ausfüllen wird, als irgendeiner der früher an den höheren Lehranstalten in Landshut oder München angestellt gewesenenen Lehrer desselben Fachs.

Dagegen weiß ich nicht, ob für das Fach der *Physik* in dem Grade gesorgt ist, als es der hohen Wichtigkeit und Bedeutung derselben für die Universität, wie für die Akademie der Wissenschaften erfordert. Es wäre wohl der Mühe werth und würde im Fall meines Hinkommens auch meine Vorträge sehr unterstützen, wenn dafür noch etwas Besondres geschähe. Zufällig wäre ich im Stande, einen Mann zu nennen, der sich schon Namen in diesem Fach er-

²² In Erlangen sind Schellings jüngste Kinder Julie und Hermann geboren (1821 und 1824), die beiden ältesten: Paul und Fritz (geb. 1813 und 1815) hatte Schelling 1823 nach Nürtingen zur Schule geschickt.

²³ Gemeint ist Florian Meilinger, der vom Münchener Lyceum übernommen wurde.

worben, der in der Blüte seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit ist, und nicht bloß eine mächtige Zierde, sondern für beyde Anstalten eine bedeutende, ja, zum Theil entscheidende Erwerbung seyn würde, von dem ich überdies vermüthe, daß er um mäßige Bedingungen zu erlangen wäre und nicht, wie ich von mehreren anderen zu besorgen Ursache habe, den nach Bayern erhaltenen Ruf nur benutzen würden, um zu Hause bessere Bedingungen zu erlangen.

Mögen Ew. Hochwohlgebohren es auf Rechnung der gütigen, ja ich darf sagen freundschaftlichen Weise, mit der Sie mir jene Notizen mitzutheilen die Gewogenheit hatten, verzeihen, daß ich mir diese Erwähnung erlaubte.

Was mich selbst anbetrifft, so ist nach den schon angeführten Gründen und bey dem Bedenklichen, welcher der von mir geforderte Entschluß jederzeit Z. B. in Ansehung meines Gesundheitszustandes mit sich führen wird, wohl ein natürliches Gefühl, vermöge dessen ich in dieser Sache mehr leidend als täthig, mehr höherer Leitung mich hingebend als vorgreifend, eher bestimmte Anträge zu erwarten als Forderungen zu machen geneigt bin. Und so sey denn diese Angelegenheit mit dem innigsten Zutrauen ganz *Ihrer* Vermittlung übergeben, mit der Versicherung, daß ich mit nicht geringem Danke erkennen werde, wenn mir in Folge dieser Vermittlung in meiner bisherigen Lage zu bleiben verstatet wird, als wenn eben diese es mir möglich machen sollte, mit völliger Beruhigung und wahrer Überzeugung dem Rufe nach München zu folgen.

Mögen Ew. Hochwohlgebohren immerhin mir erlauben, die altgewohnte Verehrung für Ihre Familie vollkommen auf Sie überzutragen, und daher nicht als bloß förmliche sondern als persönliche und innewohnende [?] diejenigen Gesinnungen ausgezeichneter Verehrung und wahrer Ergebenheit ersehen, mit welcher ich verharre

Ew. Hochwohlgebohren

ganz gehorsamster Diener

Schelling

Erlangen, den 3. Octo. 1826

Von Schenk antwortete auf diesen Brief sehr großzügig und hochherzig: er beantragte im April 1827 die Ernennung Schellings zum Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen des bayerischen Staates (der Bibliotheken, Sammlungen, der Sternwarte etc.). All diese Sammlungen, bis dahin mit der Akademie der Wissenschaften verbunden, wurden nun von ihr abgetrennt und der Universität näher verbunden. Von Schenk begründete seinen Antrag mit den Worten: Nur ein Mann „von der vielseitigsten wissenschaftlichen Bildung von anerkannter Rechtlichkeit und Unparteilichkeit, von großer Festigkeit des Charakters und von entscheidendem, die gelehrte Autorität der übrigen Conservatoren überwiegendem Rufe“ käme dafür in Frage. Schelling allein sei geeignet. „Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß diesem tief sinnigen Philosophen keine Stelle im Gebiete des menschlichen

Wissens fremd geblieben sei, sein Genius umfaßt neben der spekulativen Philosophie die gesamte Naturwissenschaft, die Geschichte, die Philologie und die Kunst. Es ist daher von ihm nicht zu befürchten, daß er eine der seiner Leitung anvertrauten Sammlungen mit parteiischer Vorliebe behandeln werde, seine Rechtlichkeit ist anerkannt und gewiß wird über seine vorzügliche Befähigung zu jener Stelle in Bayern, ja selbst im übrigen Deutschland nur eine Stimme herrschen“; — eine Formulierung v. Schenks, die zeigt, wie groß Schellings Ruhm damals noch war, ganz zum Unterschied von der Krise, die er selbst in sich gespürt hat. Der König ging auf v. Schenks Vorschlag sofort ein und Schelling erhielt im Mai seine Ernennung zum Generalkonservator, die zugleich mit einer Erhöhung seines Gehaltes auf 4500 Gulden verbunden war, und bald darauf geschah ein weiteres: die Akademie der Wissenschaften wählte ihn — und so war es wohl auch der Wunsch des Königs — zu ihrem Vorstand. Professor an der Universität, Vorstand der Akademie der Wissenschaften, Generalconservator aller wissenschaftlichen Sammlungen — Schelling erhielt damit einen Rang, der ihn unbestritten an die Spitze des wissenschaftlichen München stellte. In Deutschland seit Hegels Aufstieg oft als überholt angesehen, in sich selbst vielfach gehemmt, unfruchtbar in seinem Schaffen, entfaltet sich sein Ruhm neu und wurde sein Name wieder überall genannt. Eine große Zeit neuer Wirksamkeit schien vor Schelling zu liegen und reich geehrt konnte er in München beginnen. Erfreut über seine Ernennung schrieb Schelling am 13. Mai 1827 an v. Schenk:

„Hochwohlgebohrer Herr,

Insbesonders Hochzuverehrender Herr Ministerial-Rath!

Mit dem innigsten Danke habe ich es zu erkennen, daß Ew. Hochwohlgebohren die Güte haben wollen, mich von den Gnädigsten Entschließungen Sr. Majes. des Königs selbst zu unterrichten. Wie vermöchte ich für ein so hoch ehrendes Vertrauen, als Seine Kön. Majestät mir durch die Ernennung zum Generalconservator zu bezeugen geruht haben hinlänglichen und würdigen Dank auszusprechen! Oder wie könnte ich von der anderen Seite nicht die Großmuth verehren, mit welcher Sr. Kön. Majestät in Ansehung der precären Verhältnisse auf meine Umstände so vorzüglich gnädige Rücksicht genommen haben? Freylich ist es gewiß, daß ich mit 4500 fl. in München nicht so leicht als hier werde leben können, und die vollkommene Sicherheit, meiner Gesundheit doch alle Erleichterungen gewähren zu können, welche sie, leider, gebieterisch fordert, wäre allerdings erwünscht gewesen. Da aber, außerdem daß den gnädigen Willen des Königs zu erfüllen, so wie nur die Möglichkeit gegeben ist, mir über alle andern Erwägungen gehen muß, Euer Hochwohlgebohren meiner etwaigen Besorgnis in dieser Hinsicht mit der gültigen Versicherung einer, ohne mein Zuthun, zu hoffenden Beruhigung zuvorkommen, so werde ich mich diese Betrachtung gewiß nicht weiter anfechten lassen.

Der Zug von München nach Erlangen hat mich gegen 500 fl. gekostet. Da

aber in München durch den größeren Lohn für Handwerker und Arbeiter und inwiefern man dort für die Herrichtung der Wohnung selbst zu sorgen hat, die ersten Einrichtungskosten erhöht werden, so glaube ich den umgekehrten Zug ja nicht unter 600 fl. bestreiten zu können.

Noch erlaube ich mir, vertrauensvoll ein anderes Verhältnis zu berühren. Der General-Conservator erhält unstreitig die Stellung eines Collegial-Directors. Schon vor 19 Jahren erhielt ich durch Vermittlung Ihres verewigten Herrn Vaters als Gen. Sekretär der Akademie d. Künste eben diesen Charakter u. Rang. Nicht zu meiner eigenen Genugthuung, sondern weil man bey uns gewohnt ist, in Ansehung solcher Auszeichnungen Vergleichen anzustellen, könnte ich wohl wünschen, bey dem Übergang zu einer, doch der Sache nach höheren Stelle die Auszeichnung zu erhalten, die einem Weiller nicht versagt wurde, von dem ich nicht einmal weiß, ob er als Studiendirector wirklich jenen Rang hatte. Ich wünsche dies, wie gesagt, nicht um meiner Person willen, sondern zum Besten meiner Stellung und glaube, dem Manne, der in dieser ganzen Sache so treu sich für mich verwendet und nicht bloß als Gönner, sondern als Freund gehandelt, wohl diesen Wunsch äußern zu können²⁴.

²⁵ Was an der Bestimmung meiner Verhältnisse mich vorzüglich erfreut, ist, daß sie mir so viel Muße und Freyheit läßt, mich dem Beruf als Lehrer zu widmen. Wie oft habe ich es mit Wehmuth empfunden in Bayern so bald als Lehrer verstummt zu seyn, und besonders, daß mir nie der Beruf geworden, unmittelbar auf die eigentliche bayerische Jugend zu wirken, von der ich immer viel gehalten, aber besonders nachdem ich sah, wie in der kurzen Zeit der Blüte von Landshut so mancher treffliche Kopf erweckt worden und wie von dort aus binnen wenigen Jahren unvermerkt ein ganz andrer Geist über Bayern sich verbreitet hatte. Dieser stille Wunsch ist mir nun, Dank sey' es unsrem hochherzigen König, unter weit glücklichern Verhältnissen, als sich früher je denken ließen, erfüllt, und ich darf versichern, daß ich mit Begeisterung, mit inniger Liebe diesen Beruf ergreife, und durch keine Versicherungen, welche den Geist unsrer Studierenden als gegen die früheren Zeiten sehr gesunken darstellen, mich niederschlagen lasse. Mit Gottes Hülfe, und wenn mich nur meine Gesundheit nicht verläßt, hoffe ich schon mit dazu beyzutragen, ihn wieder aufzurichten. Was ist nicht möglich, wo der gute Geist von oben herabwirkt, die große Aufgabe unsrer Zeit Durchdringung von Religion und Wissenschaft eigne Angelegenheit des Regenten und der einflußreichsten Männer des Staates ist!

²⁴ Schelling erhielt darauf hin den Titel eines Geheimen Hofrates, bald den eines Geheimen Rates.

²⁵ Der folgende Teil ist schon einmal veröffentlicht von Max Spindler, a. a. O. S. 26. Als Schelling 1808 Direktor der Akademie der bildenden Künste geworden war, war sein Gehalt mit 3000 fl. festgesetzt worden, ein Gehalt, das er auch behalten hatte, nachdem er 1823 die Direktor-Stelle der A. d. b. K. niedergelegt hatte. Als Vorstand der Akademie d. W. erhielt Schelling dann zu den 4500 fl. noch weiter 500 fl. — ein Gehalt, dessen Höhe man ermißt, wenn man bedenkt, daß Görres bei seiner Berufung ganze 2000 fl. erhielt; Hegel in Heidelberg 1500 fl., 1818 in Berlin fast 3500 fl. (2000 Taler); Schelling in Würzburg 1200 fl.

Von Anfang an habe ich den Ausgang dieser Sache dem befohlen, der die Herzen der Könige lenkt, und so darf ich annehmen: es ist Sein Wille, und furchtlos und mit bescheidnem Vertrauen dem Rufe folgen. Mein Wunsch wäre: so bald als möglich; aber ich muß diesen Sommer noch einmal Carlsbad besuchen, dessen wiederholter Gebrauch mir bisher so große Hülfe geleistet und eh' ich dahin geh muß wenigstens Eine Arbeit noch vollendet seyn. Doch denke ich Mitte Septembers gewiß in München einzutreffen, um beym Anfang des Wintersemesters schon eingewohnt und in äußerer Ruhe zu seyn.

Schubert²⁶ wird morgen nach München abreisen. Wie wohl wird es ihm seyn, wenn er erst Ihre persönliche Bekanntschaft macht, und wie werden hinwiederum Sie sich freuen, ihn in seiner ganzen persönlichen Liebenswürdigkeit und inneren Herzensfülle kennen zu lernen. Bey der Gleichheit unserer beyderseitigen Gesinnungen für ihn werden Sie es nicht mißdeuten, wenn ich einigermaßen für ihn mich bekümmert zeige. Doch, gewiß, haben Sie bey Gelegenheit der Errichtung des Gen.-Conservatoriums für seine äußere Existenz schon gesorgt, und ich wünschte ihm daher nur noch wegen der drückenden Umzugskosten Erleichterung. Wäre es nicht möglich sie ihm in Form einer Gratifikation für seine großen Verdienste um die naturhistorische Sammlung aus dem Fond der hiesigen Universität zu verschaffen? Er hat diese Sammlung durch seinen Fleiß und unermüdliche Thätigkeit, zum Theil nicht ohne eigene Aufwendungen, zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht, und was ihr an Mitteln abging durch seine Betriebsamkeit, durch emsige Benutzung glückhafter Zufälle und seiner persönlichen Verhältnisse, reichlich ersetzt. Die Universität wäre einer so ausgezeichneten Thätigkeit schuldig, von freyen Stücken sie zu bezeugen; aber direct oder indirect dazu veranlaßt würde sie ihm einstimmig dieses Zeugnis ertheilen müssen . . . Dies nur als einen durchaus unmaßgeblichen Gedanken, den die Liebe zu unserem Freund, dem ich übrigens nichts davon gesagt, und der

²⁶ Schelling ist oft als streitlustig und hochmütig hingestellt worden — und es ist wahr, es hat in seinem Leben viel Streit, auch mit einstigen Freunden gegeben. Aber soll das Bild von Schelling vollständig sein, so dürfen nicht seine tiefen Freundschaften vergessen werden z. B. mit Steffens, mit S. Boisserée, an denen er zeitlebens in unwandelbarer Treue festgehalten hat, um sich immer neu für die Freunde zu verwenden. Zu diesen engsten Freundschaften gehört die mit Schubert, mit dem Schelling schon seit Jena verbunden war, dem er dann die Direktorstelle in Nürnberg (neben Hegel) versorgt hatte, um in Erlangen wieder mit ihm vereint zu sein. Auch in München lebte man anfangs Haus an Haus. Schubert wurde einer der erfolgreichsten Lehrer der Münchener Universität. Seine Berufung war nicht minder ein besonderes Anliegen v. Schenks. Ihm schien es nicht genug, daß es an der Universität einen Botaniker, einen Zoologen, Physiker etc. gebe, sondern — und das war typisch romantisch gedacht — einen Gelehrten, „der das ganze Gebiet der Naturwissenschaften mit philosophischem Geist umfaßt und durchdringt, große Ideen nicht bloß in seinen eigenen Vorträgen offenbart, sondern auch in seinen Zuhörern weckt und das eigentliche Leben der Natur in ihren innersten Tiefen nachweist“ (M. Huber, a. a. O. S. 34). Daß andererseits Schubert sich Sailer gegenüber glaubte rechtfertigen zu müssen, er sei kein Mystiker, Pietist, Schwärmer etc. gehört mit zum signum der Zeit und der Gegner (vgl. M. Huber, a. a. O.). Schubert begann im S. S. 1827 seine Tätigkeit. Seine Berufung erfolgte als Professor für allgemeine Naturgeschichte und als Conservator der zoologischen Sammlungen.

nach manchem Niederschlagendem der Aufrichtung bedarf, entschuldigen möge!

Als ich mir in Bezug auf Besetzung der *Physik* einen Wunsch zu äußern erlaubte, hatte ich nicht an *Sieber* gedacht, der zu meiner Zeit noch nicht Mitglied der Akademie war. Jetzt mögen wohl er und Stahl sich gegenseitig ergänzen. Übrigens wäre der Mann, den ich meyne, Georg Friedrich Pohl, Professor in Joachimstal (Gymnasium in Berlin) seiner selbständigen Experimentalforschungen wegen, gewiß eine gleichgute Erwerbung, wenn ihn Ew. Hochwohlgebohren für die Akademie und die Universität in München oder auch für die Universität in Würzburg bestimmten. Ich würde mir nicht erlauben, so entschieden zu urtheilen, wenn nicht Männer vom Fach darin einstimmen. z. B. Kastrer, von dem ich ein darauf bezügliches Billet aus diesem Grunde beyzulegen mir erlaube.

Mit den Gesinnungen der reinsten und treuesten Verehrung, und in der freudigen Hoffnung, ebendiese in der Folge persönlich und lebendig bethätigen zu können, verharre ich dankbarst

Euer Hochwohlgebohren

ganz gehorsamster Diener
Schelling

Erlangen d. 13. May 1827.

Als Schelling dann am 6. Juni 1827 durch v. Schenk die Ernennungsurkunde des Königs erhielt, schrieb er, erfreut und dankbar, erneut an v. Schenk:

„Hochwohlgebohrner Herr!

Insbesonders Hochzuverehrender Herr Ministerial-Rath!

Mit den ehrfurchtsvollsten Empfindungen der Freude und des Dankes habe ich ehegestern das Decret Sr. Königlichen Majestät aus Villa Colombella durch Euere Hochwohlgebohren gütige Vermittlung empfangen.

Aus allem, was durch Ew. Hochwohlgebohren von Anfang und neuerdings in dieser Sache geschehen, leuchten Gesinnungen eines Wohlwollens hervor, das weit über meine Würdigkeit und so auch über mein Verdienst ist, zu danken.

So hohe Gnade, so ausgezeichnete Güte mußte alle Bedenklichkeiten besiegen. Ich betrachte mich von diesem Augenblick als Mitglied der Münchner Universität und des dortigen Gelehrten-Vereins, dem von nun an alle meine Kräfte meine eifrigsten Bestrebungen von Grund aus gewidmet seyn sollen.

Möge dem Vorsatz das Vermögen, dem Willen die Kraft entsprechen!

Mit den Gesinnungen der reinsten Verehrung und tiefgefühlter Dankbarkeit

Euer Hochwohlgebohren

ganz gehorsamster Diener
Schelling

Erlangen 8. Juni 1827

Als Schelling dann noch als Vorstand der Akademie der Wissenschaften bestätigt wurde²⁷, schrieb er dem König am 11. Juli 1827:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,

Allernädigster König und Herr!

In diesen Tagen habe ich durch die Akademie der Wissenschaften die Allernädigste Bestätigung erhalten, welche Eure Königliche Majestät mir als erwähltem Vorstande derselben zu ertheilen geruht haben.

Überhäuft mit Ehren und Wohlthaten und den rührendsten Beweisen des Allerhöchsten Vertrauens, könnte ich, nach meiner persönlichen Empfindung nur sagen: Herr, ich bin nicht werth so vieler Gnade!

Doch, das ist die Wirkung des wahren Königs, daß Er, der festen Schrittes zur Unsterblichkeit wandelt, auch geringere Geister mit Sich fortreißt, die Zaghaften und Schwachen über ihre Persönlichkeit, ja über ihr Vermögen hinaus zu Leistungen befähigt.

Eure Königliche Majestät haben mir wieder Brust und Stimme, und einen mein ganzes Innere ausfüllenden Lebenszweck gegeben! Wie könnte ich dafür je genug in Worten oder Werken danken! Von nun an habe ich allein für den Dienst Eurer Königlichen Majestät, dem ich alle Kräfte, bis zum letzten Hauche widme, als das höchste Ziel betrachtend, daß die unbestechliche Geschichte, wenn sie einst die Schöpfung König Ludwigs erzählt, nach größern und ruhmvolleren Namen, von mir sagen möge: auch ihm war vergönnt, etwas zu wirken für die Königliche Absicht: Erhebung des Bayer'schen Volkes zu dem gebührenden Standpunct im Reiche des Geistes!

Um den Anfang meines Wirkens zugleich als einen Wendepunkt meines ganzen geistigen und wissenschaftlichen Lebens zu bezeichnen, habe ich mir vorgenommen, gleich im nächsten Winter den Inhalt eines unter dem Titel: *Die Weltalter* lang' erwarteten Werks das erstemal vorzutragen.

Nur zufällige, nicht zu beseitigende Umstände konnten mich verhindern, Eurer Königlichen Majestät in Anspach meine persönlichen Huldigungen zugleich mit dem ehrfurchtsvollsten Danke darzubringen; um so tiefer hat es mich gerührt, durch G. Hofrath v. Wendt, versichert zu werden, daß Eure Königliche Majestät meiner in Gnaden zu denken geruht haben.

Gott erhalte Eure Königliche Majestät, und kröne fürder alle Ihre erhabenen Absichten mit glorreichstem Erfolg!

Mit allertiefster Ehrfurcht ersterbe ich

Eurer Königlichen Majestät

allerunterthänigst--treuegehorsamster

Erlangen, den 11. Jul

Schelling

1827

Der Brief offenbart uns sehr Wichtiges: Schelling war sich klar darüber, daß seine „Weltalter“ vorerst nicht fertig werden, aber er war gewillt, ihre Thematik nicht aufzugeben, sondern weiterzutragen. Das erste Kolleg — dieser Wiederbeginn seiner Vorlesungstätigkeit nach 21 Jahren (wenn man die kurze provisorische Tätigkeit in Erlangen unberücksichtigt läßt) — sollte beginnen als „System der Weltalter“. So ist es dann auch im W.S. 1827/28 gelesen worden. Aber freilich, das ursprünglich in den „Weltaltern“ Gewollte wurde darin sehr gewandelt vorgetragen. In langen Überlegungen war Schelling klar geworden, daß eine Wende der Philosophie notwendig sei — eine tiefgehende Besinnung auf Recht und Grenzen einer apriorischen, genauer: einer dialektischen Philosophie. Diese Thematik ist dann in die Mitte seiner „Weltalter“-Vorlesungen gerückt worden, darin Schelling die Auseinandersetzung mit Hegel und mit den Möglichkeiten einer idealistischen Philosophie begann. Schellings Brief an den König hat solches freilich nur angedeutet, aber solche Andeutung zeigt doch klar den Weg seines Philosophierens.

Schelling kündete im Sommer seinen Verwandten und Freunden seinen Entschluß an, den Ruf nach München anzunehmen; aber alle Briefe zeigen, wie zögernd er sich entschlossen hatte. So schrieb Schelling am 6. Juni 1827 seinem Bruder Karl: „... Da es seit einigen Tagen entschieden ist, daß ich diesen Herbst Erlangen verlasse, so wollte ich nicht säumen, Dir Nachricht davon zu geben. Der König hat mich durch Decret von Villa Colombella d. d. 11. Mai zum General-Conservator der wissenschaftl. Sammlungen des Staats (ohngefähr was Kielmayer in Stuttgart ist, Vorstand der einzelnen Conservatoren der Bibliothek, des Antiquarium, der naturhistorischen Sammlungen etc.) mit einem Gesamtgehalt von 4500 fl. ernannt, wozu, inwiefern es den Anschein hat, daß ich auch zum Vorstand der Akademie gewählt werde . . ., noch 500 fl. von dieser Seite kommen würden. Ich habe mich bei dieser ganzen Verhandlung absolut passiv verhalten und mehr ablehnungsweise als irgend etwas suchend. Nach den Verhältnissen, in welchen ich das Glück hatte, zu dem König schon als Kronprinz zu stehen, hätte es sich wohl gebührt, ihm zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen; ich unterließ es absichtlich und habe mich ihm nicht eher genähert, als da er im vorigen Sommer nach Nürnberg kam, wo ich aber seine Anträge schon hatte. Da ich hier keine Aussicht hatte, in eine ordentliche Stelle einzurücken . . . und ich übrigens bei dem Punct, zu welchem ich wissenschaftlich gelangt bin, einen sehr natürlichen Drang empfand, auch als Lehrer wieder zu wirken, so könnte höchstens meine Gesundheit im Wege stehen. Diese hat sich indes seit einem Jahr um vieles verbessert . . . Aber vor allem war ich es dem König, dessen Absichten, sage man was man wolle, die großherzigsten und edelsten sind, der mir ein von meiner Seite unverdientes, fast rein persönliches Vertrauen schenkte, ich war es der *Sache* . . . schuldig, dem nicht gesuchten, ja nicht ge-

²⁷ Schelling war zuvor in freier Wahl von den übrigen Mitgliedern der Akademie gewählt worden, wobei er 15 Stimmen erhielt, während der nächstfolgende nur 3 erhielt — ein Zeichen dafür, wie angesehen Schelling bei den Akademiemitgliedern war. Am 21. 6. gewählt, wurde Schelling am 30. 6. schon vom König bestätigt.

wünschten Rufe mich nicht zu versagen. So wie sich Alles ohne mein Zutun, ja eigentlich gegen meinen Willen gemacht hat, darf ich es als göttliche Fügung ansehen, und kann daher mit vollem Vertrauen auf göttliche Hülfe und Schutz der neu eröffneten Laufbahn folgen“ (Plitt 3, 25). An Schubert, der Schelling schon nach München vorausgegangen war, schrieb Schelling am 7. Juni, München sei entschieden, aber ihm schiene immer noch möglich, daß „irgend ein deus ex machina dazwischen trete“! Dann aber: „Nun es aber entschieden ist, bin auch ich innerlich ganz entschieden, froh und entschlossen, mit ganzer Seele für den künftigen Beruf. Denn Gott weiß, daß ich nichts gesucht, nichts dafür, viel mehr dagegen gethan; und so darf ich es als Gottes Willen ansehen, und auf diese Gewißheit hin kann man schon auch manche Unannehmlichkeiten wagen . . .“ (a. a. O. 26). Und erneut an den Bruder am 12. Juni: „Ich habe mich von Position zu Position vertheidigt, aber dem entschiedenen Wunsche des Königs, der mir einige Mal selbst eigenhändig darüber geschrieben und sich auf die edelste Weise in jeder Hinsicht gegen mich erzeigt hatte, mußte ich mich ergeben. Ich hoffe zu Gott, dessen Willen ich in der Sache erkennen muß, da es eigentlich ganz gegen *meinen* Willen und gegen meinen bis zu Ende fortwährenden Wunsch so gekommen, daß er mich dabei nicht verlassen wird. Die Verhältnisse sind freilich in manchen Hinsichten sehr heikelisch und bedenklich, aber eben darum auch groß, bedeutend und wichtig genug, daß ich für Pflicht halten mußte, mich ihnen . . . nicht zu entziehen, und aus eben jenem Grunde auch mit Gottes Hilfe auf eine große und bedeutende Wirkung rechnen darf . . . Auch ist . . . unter den Wohlmeinenden die Freude, daß ich den Ruf angenommen habe, so allgemein, daß ich mit einiger Bemühung von meiner Seite, unter göttlichem Beistand nicht zweifeln darf, erwünschte Anerkennung zu finden. Überdies fühle ich auch schon den Professoren-Geist wieder mit Macht über mich kommen, der sich hier gar nicht recht einstellen wollte . . .“ (a. a. O. 27/28).

Vielleicht ist es für viele überraschend, zu sehen, wie sehr Schelling immer neu von Gottes Fügung spricht und sich demütig seiner Vorsehung anvertraut. Es liegt nahe, darin eine Phrase bürgerlicher Christlichkeit zu sehen. Aber es sollte klar sein: dafür ist der Tenor des Gesagten zu echt. Schelling hat sich ins Christliche gewandt, und überall sind die Zeugnisse solcher Wende spürbar. Aber es gab hier mehr noch: solche Haltung kam aus einer gewissen Not. Es war das zagende Sichvortasten ins Künftige, das bange Hören auf den Anruf der Geschichte. Dieser einst so kühne Geist war ein Zaudernder geworden, der sich der Mächte von Oben bedürftig wußte. Den Söhnen schrieb Schelling: „Daß wir nun gewiß nach München gehen, hat . . . die Mutter schon geschrieben. Ich trenne mich freilich ungerne von der Stille meines bisherigen Lebens . . .; aber ich konnte dem Willen unsres Königs nicht widerstehen“ (a. a. O.). All solche Dinge zeigen zugleich, daß der Weg nach Erlangen im Jahre 1820 letzthin nicht als ein vorläufiger Wechsel gemeint war, sondern als ein echter Weggang von München, wohin Schelling zögernd nun zurückkehrte.

An v. Schenk schrieb Schelling dann am 30. Juli 1827:

„Hochwohlgebohrner Herr

Insbesonders Hochzuverehrender Herr Ministerial-Rath!

Ew. Hochwohlgebohren glaube ich, in Bezug auf mein gestern abgegangenes Schreiben, nachträglich noch benachrichtigen zu müssen, daß ich unterm heutigen, außer an H. Min. Rath v. Roth, auch an die Akademie meinen Entschluß gemeldet habe, zum 25. August in München zu seyn und meine Funktion als Vorstand zu übernehmen. Ich habe dabey das Zutrauen geäußert, daß die einstweilige Direction auch ohne meine Bitten und Zuthun, da ich vielleicht nur wenige Tage zuvor würde eintreffen, alle zu einer würdigen Feyer des Tages nothwendigen Anordnungen treffen werde.

Möge nur vor allem Ihnen mein Entschluß angenehm seyn!

Genehmigen Sie, gütigster Gönner, die Versicherungen hoher Verehrung, mit der ich verharre

Euer Hochwohlgebohren

ganz gehorsamster Diener

Schelling

Erlangen d. 30. Jul. 1827.

Von Schenk berichtete darauf dem König: „Schelling — voll Begeisterung für seinen neuen Beruf und voll Dankbarkeit für Ew. Majestät, — wird schon im Laufe dieses Monats nach München kommen, um die akademische Feier des allerhöchsten Namens- und Geburtsfestes seines hochverehrten Monarchen einzuleiten und erst später nach Karlsbad gehen, am 24. September aber wieder in München eintreffen, um dort für immer zu bleiben“ (Spindler S. 32). Schellings Berufung war endlich gelungen: er eröffnete am 25. August 1827 — dem Geburtstag des Königs — feierlich die neukonstituierte Akademie der Wissenschaften und entfaltete in einer Rede den ganzen Zauber seiner rhetorischen Begabung (vgl. Sämtl. Werke IX, 379 ff.) — schwere Jahre des Grübelns und Zauderns schienen endlich überwunden. Aber es kann kein Zweifel sein: Schelling überwand nur langsam die innere, in den vergangenen Jahren entstandene Unsicherheit — zu tief war die Krise gewesen. Ein Brief an Goethe vom 22. September — von Karlsbad aus geschrieben — zeigt es noch einmal.

König Ludwig hatte sich entschlossen, Goethe zum 28. August — seinem 79. Geburtstag — seine guten Wünsche persönlich in Weimar zu überbringen, um so den greisen Dichter endlich von Angesicht zu Angesicht zu sehen — eine Geste, die allenthalben in Deutschland mit Freude aufgenommen wurde. Damals bestellte wohl auch Schelling Goethe durch den König seine Glückwünsche. Aber er schrieb Goethe am 22. September selbst und nahm damit den seit langem unterbrochenen Briefwechsel wieder auf. Schelling schrieb u. a.: „Daß ich an allem, was von Ihnen ausging oder Sie betraf, ununterbrochen so warmen und innigen Anteil als irgendeiner Ihrer zahllosen Verehrer genommen, unter denen ich selbst mich nun schon einer der älteren, wenn auch nicht der ältesten, zu sein mich rühmen darf, brauche ich nicht zu

versichern. Wenn ich Ihnen zu schreiben anstand, so war es, weil so leicht durch längeres Stillschweigen eine Ungewißheit über gegenseitige Gesinnung und Denkweise entsteht, die sich durch einen bloßen Brief nicht beseitigen läßt. Es hätte in meiner Macht stehen müssen, eine Zeitlang mit Ihnen zu leben; denn Erfahres und Erlebtes ... läßt sich doch nicht *ex abrupto* ... mitteilen. Ich weiß also nicht, was Sie etwa aus Folgendem werden abnehmen können.“ Und dann gab Schelling eine nicht uninteressante kurze Darstellung seines denkerischen Weges: „Eine Muße, wie sie nicht leicht einem andern meiner Art zu theil wird, glaubte ich benutzen zu müssen, um über Surrogate eigentlicher Wissenschaft, für die ich so ziemlich alles, was wir bis jetzt insbesondere Philosophie genannt haben, zu halten veranlaßt war — gültig nur so lange, als man voraussetzt, daß etwas anderes, das man eigentlich wollen müßte, nicht möglich sey — um über diese und die Methoden, die in verschiedenen Wendungen doch eigentlich nur den Zweck haben, den Menschen zu bereden, statt des Fisches den Skorpion, statt des Brodes den Stein sich gefallen zu lassen — über diese also hinaus zur *Sache*, zu dem, was man eigentlich zu wollen, sagen würde, wenn man es sich auszusprechen getraute, zu gelangen. Daß man bey einem Vorsatz dieser Art, an den man eine Lebenszeit gewagt weder überhaupt schnell vorwärtskommt, noch insbesondere, trotz aller Verständlichkeit des Zweckes und selbst der Mittel, so leicht die Mittel findet, sich einer Zeit verständlich zu machen, ist begreiflich. Unser entschlossener König ... hat allen Bedenken insofern ein Ende gemacht, als er mich auf eine Weise, der ich widerstehen nicht konnte, nicht durfte, in die Nothwendigkeit gesetzt hat, wenn nicht von den Dächern, doch an einem Orte, wo es der Mühe lohnt, vom Katheder zu predigen, wofür ich in der weiten Welt das Bedürfnis zwar immerfort wachsen, aber noch immer für mich nicht völlig gereift seh [!!]. Was nun davon etwa, unstreitig höchst verworren, auch zu Ihnen dringen möchte, bitte ich Sie, einstweilen und bis zu möglicher Verständigung, wie es Ihre Gewohnheit ist, im besten und verständigsten Sinne zurechtzulegen, und die Stelle in Ihrem Geist und Herzen mir solange zu lassen, wie Sie früher, mit so unverdienter ... Güte, mir gegönnt haben. Denn gewiß, kann ich je mit dem Ganzen und an Sie kommen, *Sie* werden mich nicht hinausstoßen“²⁸.

Goethe antwortete darauf mit einem Brief herzlicher Verbundenheit und schrieb u. a.: „... seit den früheren Anfängen einer gemeinsamen Bildung sah ich mich gar oft nach Ihrem Thun und Treiben um, woraus ich jederzeit

²⁸ Schriften der Goethegesellschaft Bd. 13, S. 268. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schelling ruhte in den Jahren 1814—1827 fast ganz. 1815 sandte Schelling an G. seine „Gottheiten von Samothrake“, die bei G. einen wenig günstigen Eindruck machten und nicht zuletzt der Anlaß waren, daß G. sich Schellings Berufung nach Jena im Jahre 1816 verweigerte — was Schelling wohl nie erfahren hat (vgl. dazu mein Buch „Schellings Philosophie der Weltalter“ S. 208). Ja, G. fürchtete damals, Schelling könne katholisch werden. 1818 sandte Schelling G. seine und Wagners Schrift über die äginetischen Bildwerke und dann entstand ein langes Schweigen zwischen ihnen bis zu den obigen Briefen vom Herbst 1827. Freilich, Schellings zweite Frau Pauline, G. von ihrer Jugend her herzlich verbunden, sandte immer wieder Grüße an G. und hielt so den Kontakt aufrecht.

eine freundliche und glückliche Anregung erfuhr. Lange haben Sie sich vor uns verborgen gehalten, und es freut mich, Sie nun wieder auftreten zu sehen, berufen von einem Fürsten, der die Thätigkeit des Jahrhunderts zu beschleunigen und zu benutzen weiß. Wäre mir irgendwo das Glück bereitet gewesen, ihm persönlich aufzuwarten, so hätte mir schon dies zum größten Vortheil gereichen müssen; nun aber macht die Art, wie er sich uns zu nähern geneigt war, eine Epoche in meinem Leben . . . Mehr darf ich nicht hinzufügen, als daß ich Sie glücklich schätze, zu seinen hohen Zwecken mitwirken zu können . . .“²⁹ Und wie Goethe schon im Jahre 1814 Schelling geschrieben hatte, er erwarte mit Ungeduld seine „Weltalter“ und sei mehr denn je geneigt, sich solchen Regionen anzuvertrauen, so zögerte er nicht, nach 13 Jahren erneut zu versichern: „Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit vernehmen, wie Sie in Ihrem Geschäft fortschreiten, damit die späteren Jahre den früheren ähnlich und die gemeinsame Wirkung erfreulich sind. Die schon früher angedeuteten und nun akademisch angezeigten und zugesagten Weltalter behalte ich sehnsuchtsvoll im Auge“ (Plitt III, 38).

Mit Spannung von Goethe und vielen seiner Zeit erwartet, begann Schelling am 26. November 1827 nach fast einundzwanzigjährigem Schweigen erneut seine Dozententätigkeit, begann sie unter dem Titel „System der Weltalter“, aber freilich in einer tief anderen Form, als es wohl Goethe erwartet hatte: begann sie als Auseinandersetzung mit Hegel und aller rein logischen, dialektischen Philosophie, um solche Philosophie als von Grund auf unchristlich zu verwerfen, weil sie ein Grundfaktum des christlichen Denkens unterschläge: das Faktum der Freiheit und damit das Wesen echter Geschichte und Heilsgeschichte. Philosophie und Geschick des deutschen Idealismus trat damit in eine neue Phase.

Es ist hier nicht der Ort, zu erwägen, ob Schelling sein großes Anliegen einer echten „Philosophie der Offenbarung“ gelungen ist³⁰. Wenn aber bis heute immer neu von Schellings Pantheismus — auch in seiner Spätzeit — gesprochen wird, so scheint es mir an der Zeit, einzusehen, daß man damit nur einem Schlagwort verfallen ist. Schellings Philosophie ist im christlichen Raum ohne Zweifel voll Problematik, die darin gründet, daß Schelling bis an sein Ende, auch als christlicher Denker, der er sein wollte, die creatio ex nihilo abgelehnt hat, um weltliches Sein in göttlichen Kräften urständen zu lassen. Schelling schien solches aus großen Anliegen heraus gefordert. Aber gleichwohl hat Schelling mindestens seit 1809 — und das allein ist entscheidend — klar den welttranszendenten Gott verkündet. Schon seine „Philosophie der

²⁹ Schelling sandte Goethes Brief am 2. 11. an den König und schrieb dazu: „Gestern erhielt ich einen Brief von Goethe. Ich wage, ihn beyzulegen, denn er spricht seine Gefühle über die von Eurer Königlichen Majestät ihm widerfahrne Gnade und Auszeichnung [Ludwig hatte G. Großkreuz und Stern des Zivilverdienstordens der b. K. überreicht] auf eine Weise aus, daß ich glaube, es wird ihm selbst nicht unangenehm seyn, wenn diese Herzensäußerungen unter die Augen Eurer Kön. Majestät kommen“ (ich entnehme auch dieses Stück einem unveröffentlichten Schellingbrief des G. Hausarchivs).

³⁰ Vgl. dazu meine beiden Arbeiten „Schellings letzte Philosophie“ 1940 und „Schellings Philosophie der Weltalter“ 1954.

Weltalter“ läßt darüber keinen Zweifel, ja die Spätzeit ist der entschlossene Kampf mit Hegel auf Grund einer einzigen Thematik geworden, der These von der souveränen Freiheit Gottes in der Setzung der Welt. Es sei abschließend einer Stimme das Wort gegeben, die nicht einfach beiseite geschoben werden sollte. Der tiefgläubige J. N. Ringseis, engster Schüler Sailers und Berater König Ludwigs, hat zu Ende seines Lebens rückblickend über Schelling geschrieben: „Schellings Ansehen war in München ein großes und dem entsprechend die Zahl der Zuhörer . . . Daß unter den vielen Zuhörern nicht lauter Begreifende gewesen, begreift sich und hätte sich an jedem Ort verstanden. Vielleicht aber wäre damals keine deutsche Hauptstadt befähigter und aufgelegter gewesen, Schelling einen günstigeren Boden darzubieten als gerade in München. Es ging ein philosophischer Zug durch die Studierenden, hervorgerufen durch das ganze rege Treiben in Kunst und Wissenschaft, in Verbindung mit neuem Aufleben der Religiösität . . . Auch ich habe mit seiner Philosophie mich ernsthaft beschäftigt, und habe noch als Professor seine Vorlesungen besucht . . . Aus dem Besuch seiner Vorlesungen ergab sich mir, daß in jener nämlichen Epoche auch Schelling der Philosoph trotz unläugbar bedenklicher Einzelheiten pantheistischer Färbung, im Ganzen und Großen nicht Pantheist, sondern Christ gewesen. Ich glaube, daß mit den nötigen Vorbehalten eine christliche Philosophie bei Schelling anknüpfen könnte.“ Die Tochter von Ringseis aber, der er seine Erinnerungen diktierte, fügte in einer Anmerkung hinzu: „Obiges ist . . . Ringseis zu verschiedenen Malen in guten Stunden vorgelesen worden. Bei der Erinnerung, daß Schelling des Pantheismus geziehen werde, brauste der Vierundneunzigjährige, der doch niemals sich Schellingianer im eigentlichen Sinne genannt hatte, ordentlich auf und rief: „Da müßte man aber wenig von Schelling gelesen haben, um das zu behaupten!“³¹

³¹ Vgl. Ringseis, Erinnerungen Bd. 2, S. 259.